

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Boden durchaus mit Salz geschwängert ist, daß es an fruchtbaren Gegenden und an Wäldern fehlte; nur nach Westen zu, in der Nähe des Gebirgs soll es einzelne hübsche Landstriche geben, die wie Oasen in der Wüste liegen, in welchen Gesträuch wuchert; an den salzigen Seen erhebt sich dichtes Röhricht, an den Klusufern wachsen Vinsen. Die Stämme oder Horden, welche das Land durchstreifen, sind wenig zahlreich. Ihre Lage hat sich gegen früher einigermaßen verbessert, da sie jetzt Pferde haben; sonst mußten sie sich mit den Vicunas behelfen.

Was nun ihre Körpergestalt, um noch einmal auf diese zurückzukommen, anbelangt, so stellt sich aus den Beobachtungen und den Zeugnissen der verständigsten und glaubwürdigsten Reisenden heraus, daß die Patagonier im Durchschnitt sehr kräftige Leute sind, und daß die mittlere Größe dieser kräftig hoch und plump gewachsenen Menschen, etwa fünf Fuß und sieben Zoll beträgt. Einem der neuesten Reisenden, dem englischen Kapitän King, schien es auf den ersten Blick auch, als treffe er mit Riesen zusammen; allein diese Täuschung verschwand im Augenblicke. Sieht man sie auf dem Boden oder auf dem Pferde sitzend, so staunt man sie

an, weil der obere Theil des Körpers mit dem untern nicht völlig im Verhältnisse steht; denn die Schenkel und Beine sind kurz, während die Schultern breit sind, und der Kopf für einen acht Fuß hohen Menschen gemacht zu sein scheint. Unter dreißig Patagoniern, die King in der Gregoriusbay beobachtete, hatten die wenigsten sechs Fuß englisch, und der englische Fuß ist kleiner als der rheinländische oder pariser; nur ein einziger hatte sechs Fuß und einen Zoll englisch; alle aber waren plump gebaut. Die Patagonier sind demnach keine Riesen; aber sie erreichen im Durchschnitte eine bedeutendere Höhe, als andere Völker. Fünf Fuß und sechs Zoll pariser Maaß ist als Mittelgröße zu betrachten. Seit sie mehr mit Europäern in Berührung kommen, und mit der spanischen Bevölkerung der argentinischen Republik einige Berührung haben, ist, wie schon bemerkt, ihre Lebensweise einigermaßen verändert. Sie tragen jetzt Lederhüte, haben auch, wenn sie zum Kampfe ausziehen, lederne Panzer; ihre Hauptwaffen sind Lanze, Bogen und Schleuder. Das Haar zieren sie mit blanken Kupferplättchen oder Glasforallen, und tragen auch Armbänder und Hals schmuck.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der Jaguar.

(Taf. 12.)

Im tropischen Amerika, besonders in den ebenen Gegenden Kolumbiens und Brasiliens, zeigen Thierreich und Pflanzenreich eine erstaunliche Mannigfaltigkeit und die üppigste Fülle und Kraft. Das Gras in den ausgedehnten Wiesengründen, welche einen großen Theil Südamerikas bedecken, wird über Manns hoch, und mit Staunen gewahrt der europäische Reisende Bäume, deren Krone sich thurmhoch erhebt. Einen schaurigen und erhabenen Eindruck macht der Urwald; lieblich erscheinen die Palmenhaine, die von saftigen Wiesen umgeben sind, besonders am St. Franciscosflusse in Brasilien. Die Buritipalme wird von denen, welche sie gesehen haben, z. B. von unseren deutschen Naturforschern

Spir und Martius, für eins der schönsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt erklärt; sie richtet ihren einfachen, mit einer Krone großer, wallender Federblätter geschmückten Stamm, gleich einer Riesensäule, hundert bis hundert und zwanzig Fuß hoch in die Luft. Es gibt wenig Bäume, die nützlicher wären als diese Palme; denn sie liefert den Bewohnern jenes Landstriches Fäden und Bast von der zähen Oberhaut ihrer Blätter; diese Blätter selbst werden zum Decken der Hütten gebraucht; ihr Stamm giebt Latten und Sparrenwerk, der Blattstiel Ruder, der im Stamme enthaltene Saft einen angenehmen, dem Birken safte ähnlichen Trank, und das Fleisch der Beeren, mit Zucker eingemacht, ein wohl schmeckendes, gesundes Gericht.

Indessen das Sprichwort sagt: es ist gefährlich,



Der Jaguar.

184 12.

Landesbibliothek
Karlsruhe

unter Palmen zu wandeln. Das gilt auch hier. Die Wälder der Buritipalmen sind nämlich ein Lieblingsaufenthalt der Riesenschlangen und der Jaguare. Die brasilianischen Riesenschlangen, (*Boa murina*) erreichen nicht selten eine so ungeheure Größe, daß sie, im Grase liegend, auf den ersten Blick mit einem umgestürzten Palmenstamme verwechselt werden können. Sie sind durch ihre Stärke ausgezeichnet, stützen sich beim Angriffe durch einige Windungen des Schwanzes an einen Baum oder Felsen, und werfen sich in einem weitem Sprunge auf ihre Beute, welcher sie durch mehrfachen Umschlingen die Knochen zerbrechen, bevor sie dieselbe langsam verzehren. Wenn die *Boa murina* sehr hungrig ist, so fällt sie Roß und Reiter an, und stellt dem Rindvieh nach, welches sie ganz verzehrt bis auf die Hörner, die sie langsam abfaulen läßt. Im Magen einer solchen Schlange fand man einst ein Reh und zwei wilde Schweine. Daß sie ihre Beute mit Geifer überziehen, bevor sie dieselbe verschlingt ist eine Fabel. Am liebsten liegt sie an einem Sumpfe oder am Ufer eines Teiches, zusammengerollt wie ein Ankertau, und sonnt sich. Wenn sie verdaut, bleibt sie Wochen lang unbeweglich liegen, und ist dann leicht zu erlegen.

In derselben Gegend wo dieses riesige Thier sich aufhält, streift auch der Jaguar oder die Onze (*Felis Onza*) umher, dieser amerikanische Tiger, das wildeste unter den reißenden Thiere der westlichen Erdhälfte, der weit stärker ist als der Kuguar oder Puma, den man gewöhnlich den amerikanischen Löwen nennt, obwohl er keine Mähne hat. An den Zweigen der Bäume hängen Affen, durch den Wald schwirren blutsaugende Fledermäuse, summen die leuchtenden Glanzkäfer; man bewundert die Geschäftigkeit der großen Ameisen, sucht Schutz hinter einem Stamme wenn der Tapir vorbeirennt, hört die Hammerschläge der Spechte, oder das Geräusch der Aras oder brasilianischen Raben, und das Brüllen des Jaguar. Dieser liebt das Bereich der Wälder im heißfeuchten Himmelstriche, und hält sich vorzugsweise in dicht verwachsenen und sumpfigen Landstrichen auf, wo baumartige Gräser mit Sandstrecken an den Flußufem abwechseln. In der Landschaft Maynas gibt es Gegenden, in denen die Jaguare so häufig sind, daß nicht selten Menschen von ihnen angefallen und zerrissen werden; sie sind so verwegen, daß sie am hellen Tage sich in die Dörfer wagen, um Hunde zu zerreißen, und daß kein Indianer sich unbewaffnet in den Wald wagt. Einzelne Meierhöfe wurden schon so sehr von ihnen heimgesucht, daß die Bewohner mehrmals entschlossen waren, ihre Wohnungen zu verlassen, da sie sich nach Sonnenuntergang nicht aus ihren Hüt-

ten wagen durften, und zuweilen förmlich blockirt wurden. Das erzählt ein glaubwürdiger Reisende, der treffliche Naturforscher Pöppig in Leipzig, welcher in den Jahren 1827 bis 1832 Chile, Peru und die Länder am Amazonenstrom bereiste. Kurz vor seiner Ankunft auf einem jener Meierhöfe, war dort ein Knabe auf lebensgefährliche Weise verstümmelt worden, indem er sich zu nahe an der Pallisadenwand des Hauses zum Schlafe ausgestreckt hatte. Ein Jaguar witterte ihn, steckte die Tage durch die Zwischenräume der Stämme, und riß ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel.

Da die Bewohner jener Gegenden so häufig zur Abwehr des verwegenen Raubthiers genöthigt sind, so verstehen sie sich auch vortrefflich darauf, es zu jagen. Dabei ist aber Vorsicht nöthig; denn nichts ist gefährlicher als eine Jagd auf Jaguare, die, wenn sie angeschossen werden, sich in wilder Wuth gegen ihren Verfolger wenden. Hat ein solches Thier sich in der Nähe einer Pflanzung seinen Standort gewählt, so vereinigen sich alle Männer zu einer gemeinschaftlichen Jagd. Völlig unbekleidet ziehen sie mit Pfeil und Bogen aus, und gewöhnlich gelingt es ihnen den Feind binnen wenigen Tagen zu erlegen oder doch zu vertreiben. Da indessen der Jaguar nicht selten unstät umherstreift, so wird er oft nur mit Mühe auffindig gemacht. Ist aber sein eigentlicher Standpunkt einmal ausgekundschaftet, und die Gegend durchforscht in welcher er nach dem Wasser geht und die Heerden beschleicht, so legt man sich mit den Hunden in Hinterhalt, und greift ihn an, sobald diese gepackt haben. Nach dem Schusse pflegt der Jäger augenblicklich seinen Stand zu wechseln, weil der Jaguar nach dem Rauche springt; gelingt es ihm nicht, dem wüthenden Thiere auszuweichen, so schlägt ihn dasselbe mit seinen Bordertagen zu Boden, stellt sich dann, nachdem es sich der Beute versichert hat, über ihn und betrachtet ihn eine Weile. Mehrere Jäger haben sich aus dieser gräßlichen Lage durch Geistesgegenwart gerettet, indem sie dem Jaguar ein Messer ins Herz stießen; andere wurden durch einen wohlgezielten Schuß ihrer Gefährten erlöst.

Kecke Waghälse in Brasilien und Peru ziehen auch einzeln auf die Jaguarjagd aus, entweder mit Hunden und einem Blasrohr, um das wilde Thier mit giftigen Pfeilen zu erlegen, oder es mit einer acht Fuß langen Tigerlanze anzugreifen. Fast jedes Dorf hat solch einen Waghals. Tag und Nacht stellen diese Leute ihrem Feinde nach, und suchen besonders nach den Jungen. Einst fand ein Jäger eine weit unterhöhlte Baumwurzel, und unter derselben einen Jaguar mit seinen Jun-

gen. Durch gewandtes Hinabrollen eines Felsstückes verschloß er ihnen den Ausgang, und räucherte sie dann, mit Kannibalenfreude, innerhalb zweier Tage, durch Feuer zu Tode. Freilich hatte der Mann früher im Kampfe mit einem Jaguar die Hälfte seiner Kopfhaut verloren.

Sehr gefährlich ist der Angriff mit der Lanze, und wer keinen sichern Arm, kein kaltes Blut und bedeutende Körperkraft hat, oder mit den List des Thiers nicht genau bekannt ist, wird jedesmal seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Der Jaguar wartet nämlich aufrechtstehend den Jäger ab, wendet aber, seinem falschen Charakter treu, diesem nicht die Stirn, sondern die Seite zu, und stellt sich als ob er spielen wolle; den langen Schweif bewegt er dabei tänzelnd hin und her, ist aber stets auf der Lauer. Der Jäger kommt ihm ganz nahe, und versetzt ihm einige nicht tief eindringende Lanzenstöße, welche das Thier leicht mit der Lage abwendet. Der Jaguar ist gewöhnt, mit den Augen viel zu blinzeln; das muß der Jäger wissen, und sich danach richten. Darum beobachtet er die Augen des Thiers während seiner falschen Angriffe, wirft sich dann, wenn er den rechten Zeitpunkt gekommen glaubt, einen Schritt vor, und rennt ihm den Stahl in die Seite. Hat er gut gezielt, so ist das Thier erlegt; wird der Stoß abgewandt oder gleitet er an einem Knochen ab, so stürzt der Jaguar auf ihn los, und stößt jener ihm nicht gleich das Messer in die Brust, so ist er verloren. Es leben viele, welche in einen Kampf dieser Art verwickelt waren, und Alle, welche Pöppig in Peru und am Amazonenstrom sprach, behaupten, daß der Athem des ergrimten Thiers ersiekend sei durch Hitze und einen übeln Geruch. Jeder, wer diesem Luftstrom ausgesetzt war, litt mehrere Tage an Halschmerzen und Beengung des Schlundes.

Die weniger kühnen Männer suchen sich des Jaguars auf eine andere Weise zu bemächtigen, besonders durch vergiftetes Fleisch oder durch Fallen. Diese letzteren bestehen in einer Tafel aus verbundenen Baumstämmen, die etwa hundert Fuß ins Gevierte hält. Sie ruhet halb aufgerichtet, aber mit vielen Centnern von Steinen beladen, auf einem Unterbau, der mit Rädern versehen ist. Kommt nun der Jaguar und will fressen, so stürzt das schwere Dach über ihm zusammen.

Hat der Jaguar einmal Menschenfleisch genossen, so zieht er dasselbe, gleich dem Alligator, jeder andere Nahrung vor. Ein Indianer wurde auf der Jagd von einem Jaguar getödtet. Seine Gefährten kamen herbei, als dieser eben seine leckere Mahlzeit begonnen hatte, verschonchten ihn, zogen und zwar in einem

Rahne mit dem verstümmelten Körper nach dem Dorfe zurück, und begruben den Verunglückten in der Kirche. Am dritten Morgen fand man den Erdboden aufgewühlt, den Leichnam zerstückelt, und an einer hochangebrachten Maueröffnung die Spuren, daß das Raubthier durch dieselbe hinein und wohlbehalten wieder hinausgesprungen war.

Es gibt mehrere Arten dieses Thiers, welche nach der Verschiedenheit ihres Kolorits benannt werden. Für die furchtbarste und wildeste gilt die schwarze Onze, *Yana puma*, an die sich auch der verwegenste Tigerjäger nicht mit der Lanze wagt, sondern nur mit einem sichern Feuergewehr. Den Naturforschern ist sie noch nicht genau bekannt. Die gewöhnliche Onze, oder der Jaguar, den unsere zwölfte Tafel darstellt, ist ein mächtiges Thier, das von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel eine Länge von sechshalb bis über sechs Fuß erreicht. Sein Fell ist braungelb, mit schwarzen, zum Theil geöffneten und braun ausgefüllten Flecken; die Schenkel und die innere Seite seiner Beine sind weiß und haben gleichfalls schwarze, streifige Flecken. Auch Brust, Bauch und Schnauze sind weiß. Er streift zu allen Tageszeiten umher, hat, ausgenommen zur Zeit des Säugens, kein festes Lager, und soll selten mehrere Nächte nacheinander an demselben Plage schlafen. Er wechselt den Bezirk seiner Streifereien von Zeit zu Zeit, legt aber häufig einen beharrlichen Troß in der Verraubung eines einzelnen Dorfes an den Tag, schwimmt durch breite Flüsse und ist selbst im Wasser nicht ohne Gefahr anzugreifen. Hart bedrängt, hat er sich schon gegen den Rahn gewandt, und seine Verfolger gezwungen, über Vord zu springen. Seine Gefräßigkeit ist in Amerika sprichwörtlich; er verschmähet sogar todte Fische nicht, bedrohet aber am meisten alle Hausthiere, besonders die Hunde. Zuweilen geräth er in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Alligator, wirft sich auf den Rücken desselben, oder sucht ihm den Bauch aufzureißen. Trifft es sich, daß die Zähne des Jaguars sich in die Augenhöhlen des Alligators so einklemmen, daß er dieselben nicht wieder los machen kann, oder packt das Krokodill eine Tage, so ist jener verloren und wird, da jenes gleich untertaucht, von ihm ertränkt. Seine Felle sind ein gesuchter Handelsartikel.

Zum Schlusse fügen wir noch einige Schilderungen bei, welche die Eigenthümlichkeiten dieses schönen Thiers und die Sitten und Gebräuche der Menschen bezeichnen, in deren Lande es leider allzuhäufig vorkommt.

Einst erfuhr ein Spanier, daß ein Jaguar in der Nähe seines Wohnortes ein Pferd angefallen und zerissen hatte. Rasch eilte er zur Stelle; der Jaguar

war, nachdem er dem Pferde die Brust abgefressen, entflohen, weil er Menschen kommen hörte. Der Spanier ließ nun das getödtete Thier bis in die Schußweite in die Nähe eines Baumes schleppen, auf welchem er die Nacht zubringen wollte, weil er annahm, daß das gefräßige Thier nach Einbruch der Dunkelheit wieder kommen würde, um seine Beute zu verzehren. Während er sich nun in seiner Wohnung auf das nächtliche Abenteuer vorbereitete, kam der Jaguar von einer anderen Seite wieder her, schwamm durch einen tiefen, reißenden Fluß, packte das Pferd mit den Zähnen, schleppte es, eine Strecke von mindestens sechszig Schritten weit bis ans Wasser, schwamm damit an das jenseitige Ufer, zog es wieder ans Land und dann in ein dichtes Gehölz, welches in der Nähe war. Das Alles sah ein Mann, welchem der Spanier in seiner Abwesenheit die Wacht auf dem Baume anvertraut hatte, mit an.

Wir haben schon oben von der Jaguarjagd gesprochen; hier mögen noch einige weitere Ausführungen ihre Stelle finden. Der Bewohner der großen Gras-ebenen, der Pampas und Llanos, treibt diese Jagd nicht sowohl des Gelderwerbs halber und um die Felle zu verkaufen, sondern aus Leidenschaft oder Liebhaberei. Die wenigen Realen, welche er für die Haut eines erlegten Jaguars erhält, würden ihn schwerlich bewegen, seine eigene Haut dagegen aufs Spiel zu setzen; ihn treibt vielmehr der Ehrgeiz; denn ein Indianer der sechs oder sieben dieser Thiere erlegt hat, erhält den Titel eines Guapo, das heißt eines Kriegers, und mit diesem Titel das Vorrecht, sich das wohlbeleibteste unter den Mädchen seines Stammes zur Frau zu nehmen, und Wohlbeleibtheit gilt bei manchen Indianerstämmen für die größte Schönheit am weiblichen Geschlechte, wie bei den Türken auch. Ein muthiger Indianer wagt sich schon im siebenzehnten Jahre an den Jaguar. Wenn die Wurzeit desselben ist, so spürt er ihm nach, und beobachtet die Kämpfe zwischen Männchen und Weibchen. Das letztere nämlich wehrt jenes ab, weil es nicht gern wissen läßt, wo die Jungen liegen, wenigstens treibt es ihr Männchen zurück, weil wie behauptet wird, dasselbe die Zungen zuweilen zerreißt, oder wie Andere wahrscheinlicher versichern, dieselben beim Spielen und Tändeln in übertriebener Zärtlichkeit manchmal zu Tode drückt. Wie dem nun auch sein mag, so viel ist gewiß, daß das Männchen vom Weibchen abgewehrt wird, und sich ohne blutigen Kampf der Stelle nicht nahen darf, wo die Jungen liegen; erst dann, wenn diese gut laufen und der Mutter folgen können, darf ihnen der Vater nahe kommen. Dieser hat inzwischen dem Weibchen einen Theil der von ihm gemachten Beute zugeschleppt,

damit es sich nicht allzuweit von der Brut zu entfernen braucht, und streift in der Gegend umher, wo jenes besonders zur Mittagszeit still liegt. Diesen Umstand benützt der Indianer. Wie die Jäger auf den nordamerikanischen Prairien sich in die Felle weißer Bälge stellen, um den Büffel zu täuschen, so wirft der Bewohner der Llanos eine Jaguarhaut über, und sucht sich, wohl auf den Wind achtend, dem Thiere zu nähern, das ihn nicht wittern darf. Er muß daher immer unter dem Winde sein. Ist er nicht mehr weit von jenem entfernt, so ahmt er das weinerliche Geheul des Weibchens nach. Nun kommt das Männchen näher, springt in Sägen heran; der Llanero aber wirft ihm geschickt eine Schlinge über den Kopf und erwürgt ihn. Zuweilen verwundet er ihn auch mit einem Speer, und dann beginnt einer jener blutigen Kämpfe, wie wir sie bereits oben geschildert haben.



Der Llanero bewickelt seinen linken Arm mit gegerbtem Pferdeleder, durch welches die Zähne des Jaguars nicht hindurch zu dringen vermögen; hat dieser nun den Arm gepackt und hält denselben in seinem Rachen, so stößt der Llanero ihm ein Messer in den Leib und verfehlt selten das Herz. Denn der Guapo erfreut sich eines um so größeren Rufes, je besser er es versteht das Thier mit einem einzigen Stöße oder doch möglichst wenig Stichen zu erlegen. Ist erst das Männchen abgethan, so wird das Weibchen eine verhältnismäßig leichte Beute.

Ist die Anzahl der Llaneros, welche auf die Tigerjagd ausziehen bedeutend, so treiben sie wohl den Jaguar in einen Engpaß; haben sie ihn dort, dann tritt ein Mann vor und zeigt sich. Das eingeschüchterte Thier will nun zurückweichen, wird aber von den übrigen Indianern daran verhindert, welche ihm Feuerbrände entgegen halten, die in aller Eile durch Zusammenreiben von zwei verschiedenen Holzarten angezündet werden. Außerdem hegen sie Hunde auf ihn, die, laut klaffend, ihn umstellt halten, bis die Weiber herbei kommen, um an dem grausamen Schaupiele sich zu weiden. Zuletzt wird der Jaguar wüthend und wie toll; er beißt nach Allem was in seiner Nähe ist; so,

balb er aber seinen Rachen öffnet, wird ihm ein Feuerbrand hinein gestossen, bis er endlich, erschöpft wie er ist, hinsinkt und kaum sein Maul noch zu verschließen vermag. Nun ist keine Gefahr mehr von ihm zu besorgen, Weiber und Kinder kommen aus ihren Schlupfwinkeln oder von den sicheren Standorten herab, hauen ihm die Krallen weg, schlagen ihm die Zähne aus, und ziehen ihm oft lebendig das Fell vom Leibe. Die Knaben beschmieren sich den Körper mit seinem Blute, um tüchtige Krieger zu werden. Ist das Männchen todt, so wird das Weibchen aufgesucht; es eilt den Jägern entgegen, und wehrt sich zwar, wird aber leichter erlegt als das Männchen, da es nicht so stark und kräftig ist, als dieses.

Der Jaguar klettert wie die gewandteste Kage. In den Wäldern Guianas haben Reisende Spuren seiner Krallen an glatten Baumstämmen fünfzig Fuß über dem Erdboden gefunden. Er klimmt gern auf hohe Bäume, um nach Beute zu spähen. Auch ist er ein sehr gewandter Fischfänger. Wenn er die Fische auf die Oberfläche des Wassers locken will, so speiet er aus, und wollen diese nach dem Speichel schnappen, so versetzt er ihnen einen Schlag mit der Kralle, wirft sie rasch ans Ufer, und verzehrt die Beute in aller Ruhe.

Einiges über Körperbau, Instinkt und Nutzen der Thiere.

Während manche Thiergattungen einsam leben, wohnt anderen ein lebendiger Trieb der Geselligkeit inne, der sich auf eine eigenthümliche Weise zeigt, wenn eines dieser geselligen Thiere in eine einsame Lage versetzt wird. Ich besaß einst eine Taube, die einzige auf meinem Hofe. Lange flatterte sie allein umher, ohne sich um andere Wesen zu bekümmern, bis sie endlich Freundschaft mit einem alten Hahn schloß, die immer inniger und in jeder Weise erwidert wurde. Am Tage waren der streitbare Beherrscher des Hühnerhofes und die friedliche Taube unzertrennliche Gefährten, und Nachts saßen sie im Hühnerstalle dicht neben einander auf demselben Stocke. — Ein von mir gezähmtes Stachelschwein hatte mit meinem alten, trägen und sonst recht verdrießlichen Dachshunde einen Freundschaftsbund geschlossen. Beide lagen oft neben einander in der Sonne oder zur Winterzeit am Ofen, beschnoberten einander, und lebten stets im besten Einvernehmen. Wunderbarer ist, daß bei einem meiner Freunde ein Schwein und ein Pferd gute Freunde wurden und täglich miteinander spielten.

Es ist auch wohl vorgekommen, daß ein Huhn und ein Pferd, welche in einem Grasgarten beisammen waren, große Anhänglichkeit für einander zeigten. Das Huhn glückste freudig, wenn das Pferd hereingetrieben wurde, es rieb sich an dessen Beinen, während der Vierfüßler seinen Kopf senkte, und vorsichtig von Ort zu Ort ging, um das kleinere Wesen nicht zu beschädigen. Mehr als einmal hat man gesehen, daß Ragen junge Hunde und Hündinnen junge Ragen aufgesaugt und das Sprichwort — „wie Hund und Kage miteinanderleben“ — zu Schanden gemacht haben. — Ein Engländer besaß einen gezähmten Fuchs, der alle diesen Thieren sonst eigenthümliche Bosheit und Raublust ganz abgelegt hatte, zuthunlich und freundlich wie ein Hund war, niemals bis und vier Jahre lang mit den Windhunden, die ihn wie einen der ihrigen behandelten und ansahen, auf die Jagd ging, und nach Kräften seine Schuldigkeit that. — Am sonderbarsten aber erscheint ein Fall von Anhänglichkeit zwischen zwei Thieren, die gar nichts mit einander gemein haben. Ein amerikanischer Ingenieur hatte am Ufer eines Flusses etwas zu bauen, und fing bei dieser Gelegenheit einen jungen Alligator, den er so zahm machte, daß das kleine Ungeheuer ihm wie ein Hund überall hin nachlief, und sogar die Treppen hinaufging, und sich überhaupt sehr gelehrig zeigte. Der Mann nahm ihn mit nach Neu-York, er konnte ihn auf den Schooß nehmen, ihm die Hand in den Rachen legen, kurz, mit ihm machen, was er wollte. Sein Liebling aber war eine Kage. Wenn sie am Feuer lag, so streckte sich der Alligator neben ihr am Herde nieder, und beide schliefen neben einander. War die Kage einmal abwesend, so zeigte der Alligator die größte Unruhe, dagegen äußerte er unverhohlen seine Freude, wenn jene sich wieder blicken ließ. Mit Menschen ging er gern um, wurde aber wüthend, als er einst im Garten einen angeketeten Fuchs fand. Wahrscheinlich hatte Meister Keinecke die Lieblosungen des Alligators nicht gehörig zu deuten verstanden und war darüber mit ihm in ein arges Zerwürfniß gerathen. Es kam zu einem Zweikampf, in welchem das Amphibium nicht mit seinem Rachen nach dem Gegner schnappte, sondern mit seinem schuppigen Schweife dermaßen um sich schlug, daß es um den Fuchs geschehen gewesen wäre, wenn nicht die eiserne Kette, die übrigens zersprang, den Streich aufgefangen hätte. Der Alligator wurde mit rohem Fleische gefüttert, aber sein liebstes Gericht war Milch. Bei kaltem Wetter legte man ihn in einen mit Wolle ausgefüllten Kasten; aber an einem Wintermorgen fand man ihn erstarrt im Hofe liegen, da der Keger, welcher ihn gewöhnlich in seine Nachtbehausung bringen mußte, ihn

vergessen hatte. Daß krokodilartige Thiere sich zähmen lassen, hat schon Blumenbach bemerkt; auch Kröten werden zuthunlich, wenn man sie füttert.

Hier noch ein Beispiel von Anhänglichkeit unter Thieren. Zwei hannoversche Pferde hatten lange in der deutschen Legion miteinander gedient, an einer Kanone gezogen, und manche Schlacht in Spanien mitgemacht. Endlich wurde das eine vom Feinde erschossen, das andere aber wollte seitdem nicht mehr fressen, und wandte in Einemfort unruhig den Kopf nach allen Seiten, um zu sehen, wo denn sein Gefährte geblieben sei. Man stellte es zwischen andere Pferde, aber es bekümmerte sich nicht um sie, und starb nach wenigen Tagen aus Kummer über die Trennung von seinem alten Gefährten.

Die Anhänglichkeit vieler Thiere an den Ort, wo sie geboren oder aufgezogen wurden, ist groß. Man hat häufig Fische gefangen, sie gezeichnet, eine weite Strecke flussauf oder abwärts wieder in den Strom gethan, und bald nachher an ihrem frühern Orte wieder gefangen. Ein Landwirth in Hampshire hatte auf der, dieser englischen Grafschaft gegenüber liegenden Insel Wight eine Stute gekauft, und dieselbe auf seine Weide gethan. Am andern Morgen war das Pferd verschwunden und nach einigen Tagen lief von der Insel die Nachricht ein, daß es wieder vor seinem alten Stalle erschienen sei. Um dorthin zu gelangen hatte es einen zwei Stunden breiten Meeresarm durchschwimmen müssen. Daß Pferde so weit und noch viel weiter zu schwimmen im Stande sind, ist eine ausgemachte Sache. Seltener wagen sich Schweine ins Wasser, aber es geschieht doch zuweilen. Ein Bewohner von Caversham hatte auf dem Markte zu Reading zwei dieser Thiere gekauft, und in seinen an die Themse stoßenden Hofraum gesetzt. Am andern Morgen waren sie nirgends zu finden. Nachmittags erzählten Landleute, daß zwei Schweine durch die Themse geschwommen, ans Land gestiegen und der Heerstraße entlang gelaufen seien, bis sie an einem Kreuzwege still gestanden, und die Rüssel aneinander gerieben hätten, gleichsam um mit einander zu berathschlagen, wohin sie ihren Weg zu nehmen hätten. Sie schlugen die richtige Straße ein, und gelangten wieder in ihren frühern Stall, der volle vier Stunden von dem Hofraume zu Reading entfernt war. Die Thatfache ist außer allen Zweifel gestellt und von achtbaren Männern beglaubigt worden. — Eine Kuh, die lange Zeit am Bord eines Schiffes gewesen war und weite Reisen mitgemacht hatte, wurde ans Land ge-

bracht, um sich auf der fetten Weide gütlich zu thun; sie zeigte aber die größte Unruhe, wollte nicht fressen, lief an den Strand, brüllte, und wurde erst wieder ruhig, als sie sich wieder auf dem Schiffe befand, an dessen Schwanken sie sich gewöhnt hatte. Eine andere Kuh war acht Stunden weit weg verkauft worden, und blieb bis zum Oktober auf ihrer neuen Weide, dann aber verschwand sie eines Tages und eilte ihrer alten Behausung wieder zu.

Es macht mir immer ein inniges Vergnügen, wenn ich Gelegenheit finde, die Liebe und Anhänglichkeit zu beobachten, welche so viele Thiere gegen ihre Jungen hegen. Selbst ein Huhn, dem man Enteneier unterlegt, folgt ja den Jungen, welche dem Wasser zueilen, sobald sie aus dem Ei gekrochen, ängstlich an den Rand des Teiches oder ans Ufer des Flusses; und wer jemals Zeuge war, wie sich ein altes Feldhuhn benimmt, wenn der Hund die Jungen vor sich her treibt, wird für die Angst der Mutter einige Theilnahme hegen.

Ein Landwirth in meiner Nähe ließ einst im Sommer einen Wagen mit einer Menge Kisten und Kasten bepacken, die nach einem etwa acht Meilen entfernten Orte geschafft werden sollten. Es trat aber ein Hinderniß ein und der beladene Wagen blieb mehrere Wochen unter einem großen Schoppen stehen. In dieser Zeit bauete ein Paar Rothschwänzchen sein Nest auf dem Wagen, und die Jungen waren kaum einige Tage ausgebrütet, als der letztere bespannt und weggefahren wurde. Einer der Vögel, wahrscheinlich das Weibchen, wurde durch das Hin- und Herrütteln nicht im Mindesten erschreckt, es blieb ruhig auf den Jungen sitzen, und verließ unterwegs das Nest immer nur auf kurze Zeit, um Futter zu erschnappen. Der Fuhrmann hatte unterwegs bemerkt was vorgegangen war, und trug beim Abladen Sorge, daß das Nest und dessen Insassen unbeschädigt blieben. So kamen beide, mit der sorgfamen Alten wieder zurück, zur großen Freude des Männchens, das durch Zwitschern und häufigen Flügelschlag zu erkennen gab, wie lieb ihm diese Rückkehr sei.

Auf dem Teiche hinter dem Kurssaale in Wiesbaden werden viele wilden Enten gehalten, die möglichst zahm gemacht sind. Doch tritt ihre wilde Natur häufig hervor, und sie entfernen sich gern, um anderswo zu brüten. So hatte denn im verfloffenen Sommer eine solche Ente sich das Gebüsch an einem Bache, der etwa eine halbe Stunde von jenem Teiche entfernt liegt, ausgewählt, um dort Eier zu legen, und schwamm dann mit ihren Jungen dort lustig herum. Der Aufseher

des Teiches begab sich dorthin, fing die Jungen ein, trug sie in einem Korbe nach dem Teiche, und setzte sie ins Wasser. Hier nahm sich sogleich eine andere Ente die gleichfalls Junge hatte, der Verlassenen mütterlich an. Die rechte Mutter aber kam nach Verlauf einiger Stunden über dem Teiche an, rief ihrer Brut zu, und wollte dieselbe an sich locken. Die Pflegemutter aber vertheidigte die angenommenen Kinder, und drei Tage lang wurde der bittere Kampf sehr oft erneuert, bis endlich die rechte Mutter unterlag. Sie konnte aber den Verlust nicht ertragen, und hat sich seitdem nicht mehr sehen lassen. Wenn ich nicht irre, so erzählte mir auch der Mann, welcher dem Kampfe zusah, daß die Ente zweimal während der Nacht einige Junge geraubt und nach jenem Bache geschafft habe, was allerdings möglich ist; doch kann ich diesen Umstand nicht mit Gewißheit behaupten.

Ein Offizier hatte eine Hündin, — einen Bullenbeißer, — die Junge warf. Da sie in Folge des Säugens ihrer Nachkommenschaft etwas schwach und mager

ward, so wurden diese ihr genommen, und in eine besondere Ecke des Hofes gesperrt, der mit einer ziemlich hohen Bretterwand umzogen war. Der Alten aber gelang es, nach manchen mißlungenen Versuchen, hinüberzuspringen. Da sie indessen aber nicht dicht zu den eingeschlossenen Kleinen kommen, und dieselben nicht mit Milch versorgen konnte, so leerte sie den Inhalt ihres Magens aus, und das that sie täglich wohl drei bis viermal, da es ihr an Futter nicht gebrach. — Wenn die Füchse von Hunden verfolgt werden, und ihre Jungen bedrohet sehen, so tragen sie eins derselben in der Schnauze bis in weite Entfernungen.

Manche Naturforscher, welche die Oekonomie der Thiere genau studirt haben; behaupten mit Zuversicht, daß auch manche Insektenarten nicht geringere Sorgfalt für ihre Jungen zeigen, wie die größten Bierfüßer, sich oft Entbehrungen auferlegen, um sie mit Nahrung zu versorgen, und sie hartnäckig gegen Angriffe vertheidige. So namentlich die Spinnen.

Das Pferd von Erz.

Es mögen nun wohl hundert Jahre in den Schooß der Zeiten hinabgerollt sein, als der Fürst von San Silvestro in seinem alten, ziemlich verfallenen Pallaste haufete, der in einer jener engen Straßen Neapels liegt, welche sich in der Nähe der prächtigen Toledostraße befinden. Viele Jahre lang hatte er ein Gut in dem entfernteren Theile Kalabriens bewirtschaftet, und in Abgeschlossenheit von der großen Welt gelebt. Sein Vater war ein auf seinen Rang stolzer Mann; aber durch Unglücksfälle hatte seine Familie nach und nach starke Einbußen erlitten; er war arm geworden. Um seine Dürftigkeit nicht zur Schau zu stellen, hielt er sich von der Hauptstadt entfernt, und ließ seinen Sohn von dem Geistlichen seines Ortes erziehen.

Durch das Ableben eines Verwandten, dessen einziger Erbe der Prinz war, gelangte dieser in den Besitz des alten Hauses, das man Palazzo Cavallo, oder

den Pferdepalast nennt. Er war, wie bemerkt, ziemlich zerfallen, und von den vielen Zimmern waren nur einige wenige bewohnbar. Denn der Verstorbene war ein sonderbarer Mann. Er lebte ganz für sich allein, hielt die Thüren stets geschlossen; ein alter treuer Diener bildete seine einzige Umgebung, und so viel man wußte war seine Lebensweise die mäßigste und einfachste, welche sich nur denken läßt. Allgemein war daher das Erstaunen, als sich ergab, daß er gar keine Schätze hinterlassen hatte.

Der Erbe bezog indessen den Palast und nahm seinen Sohn mit sich nach Neapel. Diesen, seinen Konstantin, sandte er nun in eine Erziehungsanstalt, während er selbst das einsame Leben, an welches er gewöhnt war, fortsetzte. Zum Herumwandeln bot ihm der Palazzo Cavallo Raum genug dar; der Hof, in welchem er seine Spaziergänge zu halten pflegte war groß genug,